ZEIT MEINES LEBENS
Erinnerungen eines Journalisten
THEO SOMMER
Propyläen
Theo Sommer
ZEIT MEINES LEBENS
Theo Sommer

ZEIT MEINES LEBENS

Erinnerungen eines Journalisten

Mit einem Vorwort von Haug von Kuenheim

Propyläen
Es ist nicht möglich, das Werk zu vollenden.
Es ist nicht erlaubt, das Werk abzubrechen.

*NACH DEM TALMUD*
INHALT

Vorwort von Haug von Kuenheim ........................................ 11

Einleitung ........................................................................... 17

I. Kindheit zwischen den Kriegen ......................................... 20
   Anfang auf Burg Hohenzollern ......................................... 20
   Selige Zeit, unselige Zeit ................................................. 32
   Sütterlin, Sauerkraut und Strickstrümpfe ....................... 51

II. Im Braunhemd für Führer und Fahne ................................. 74
   Auf dem Weg nach Sonthofen ......................................... 74
   Manch Richtiges in vielem Falschen ............................... 92
   Sparta, Barbarossa und Edda ........................................ 107
   Von der braunen Politprägung blieb nichts ....................... 121
   Mein Kriegsende: Als alles in Scherben fiel ..................... 126

III. Umbruch, Umdenken, Aufbruch .................................... 144
   Nach dem Ende, vor dem Anfang:
   »Eine bitterböse Zeit« ................................................ 144
   Nicht mehr der Flamme Trabant .................................... 163

IV. Lehr- und Wanderjahre ................................................. 187
   Vor- und Leitbild Schweden .......................................... 187
   Amerika: Ein erster Anhauch ......................................... 193
   Chicago: Startrampe ins Leben ...................................... 209
   Heirat ad hoc .......................................................... 219
   Lokalredakteur zwischen Markt und Münster ............... 229
   Studium der Geschichte ............................................. 237
V. Vorwärts im Journalismus ........................................... 240
   Anfang bei der Zeit ................................................. 240
   Warum Journalist? ..................................................... 242
   In der Pressestadt Hamburg ....................................... 244

VI. Die Hamburger Kumpanei ........................................ 253
   Zeit, Stern und Spiegel ............................................. 253
   Gerd Bucerius .......................................................... 256
   Rudolf Augstein ....................................................... 265
   Henri Nannen .......................................................... 271
   Marion Dönhoff ........................................................ 286

VII. Militärexperte in Zivil: Als Leiter Planungsstab auf der Hardthöhe ............................................. 301
   Begegnung: Henry Kissinger und das Sommerseminar in Harvard ............................................. 301
   Ein Lebensthema: Verteidigungspolitik ............................................. 309
   Begegnung: Helmut Schmidt ............................................. 310
   Der Kalte Krieg und die Atombombe ............................................. 319

VIII. Deutsche Teilung, deutsche Einheit .............................. 333
   Vorreiter der Ostpolitik: »Deutsche an einen Tisch« ............................................. 333
   Nach der Mauer: Entspannungspolitik ............................................. 335
   Begegnung: Egon Bahr ..................................................... 342

IX. Ringen um Deutschland: Ist’s eins, sind’s zwei? ................. 348
   Teilungsschicksale am Todesstreifen ............................................. 348
   DDR 1964: Reise in ein fernes Land ............................................. 351
   DDR 1984: Heimat und Vaterland ............................................. 356
   Erich Honecker: deutscher Kommunist, deutscher Realist ............................................. 363
   DDR 1986: Das andere Deutschland ............................................. 368

X. Die Vereinigung Deutschlands .................................... 379
   Meine Haltung zur Wiedervereinigung ............................................. 379
Inhalt

Mein Umdenken: Wiedervereinigung kommt .................. 401
Die Zeit und die deutsche Frage ............................... 405

XI. Themen der Zeit: Liberalität und Leitkultur ................ 411
Gegen den Überwachungsstaat ................................. 411
Leitkultur .................................................. 412

XII. Die Entdeckung Asiens .................................... 417
Erste Begegnungen ............................................ 417
Im Land der aufgehenden Sonne ............................... 418
Im Dschungelkampf gegen die Vietcong ...................... 427
Die Koreaner: Meine Lieblingsasiaten ......................... 434
Fünf Jahrzehnte China im Blick ............................... 448
Begegnung: Deng Xiaoping .................................. 453
Mein Irrtum über Chinas Zukunft ............................. 458

XIII. Kriterien und Krisen des Journalismus .................... 464
Vom Wesen des Journalismus ................................ 464
Was ist ein Chefredakteur? .................................. 479
Reisen: Der schönste Teil des Journalismus ................ 481

XIV. Und unversehens ist es Abend ............................. 483

Anhang
Bildnachweis .................................................. 487
Quellennachweis .............................................. 487
Personenregister .............................................. 489
VORWORT

Der strahlende große Junge mit den kräftigen Pranken


Buch, an dem er buchstäblich bis zu seinem letzten Atemzug gearbeitet hat, zeigt sein Leben.


Und in der Tat: Das wahnhafte nationalsozialistische Weltbild, das dem Adolf-Hitler-Schüler auf der Ordensburg im bayerischen Sonthofen eingebläut worden war, schüttelte der Fünfzehnjährige schnell ab. Die Worte des um wenige Jahre älteren Wolfgang Borchert »Wir sind die Generation ohne Bindung und ohne Tiefe. Unsere Tiefe ist der Abgrund« machte er sich nicht zu eigen. Selbstbewusst und energisch ergriff er die Chancen, welche die junge Bundesrepublik ihm bot. Er wollte heraus aus der Enge des geistig verödeten Deutschlands in die weite Welt.


Sommer blieb zeitlebens ein Transatlantiker. Seine vielen Reisen in die USA, es mögen weit mehr als hundert gewesen sein, anfangs noch per Schiff, führten ihn in alle Ecken des Landes und zu den Händlern in Washington. Die USA hatten Deutschland nicht nur von Hitler befreit, sie standen für Fortschritt. Wie so vielen seiner Altersgenossen wurde ihm Amerika ein Stück des eigenen


Sosehr sich Theo Sommer in der großen Welt heimisch fühlte, die Stätte seine Wirkens war das Pressehaus am Speersort in Hamburg. Über seine Rolle als Journalist, als Chefredakteur der Zeit hat er viel nachgedacht. In einer Rede vor Studenten der Ruhr-Universität Bochum 1979 zog er ein Fazit seiner ersten sechs Jahre als Chefredakteur: »Es ist heute fast unmöglich, dass ein einzelner alle Be-


1973 übernahm Sommer von Marion Dönhoff die Chefredaktion. Als Helmut Schmidt Zeit-Herausgeber seit Mai 1983, einmal in einem langen Sermon viele Gravamina auflistete, schrieb ihm Sommer einen gepfefferten Brief, in dem es hieß: »Eine Redaktion ist ein pulsierender Organismus, kein hierarchisch aufgebautes Ministerium, und der Chefredakteur kein weisungsausführender Staatssekretär. Ich will die Lebendigkeit der Redaktion, auch wenn sie mir zuweilen Schmerzen bereitet. Ich will Offenheit für Neues; ich will nicht regen Köpfen einbläuen, was sie zu denken haben.«


Im Laufe seines langen Lebens wurde Theo Sommer eine große Zuneigung entgegengebracht. Sie beruhte auf seiner Herzlichkeit und Offenheit, auf seiner Vitalität und Unbekümmertheit, auf seiner großen Professionalität: Er wusste, was die relevanten Themen sind und wie man Zeitung macht. Sein Charisma und seine Kompetenz beruhten ganz einfach auf seinem Interesse an der Welt und seiner nimmermüden Neugier auf das andere und ihm Fremde. Nie arrogant, nie überheblich. Er liebte das Lachen. Er blieb der strahlende, sympathische große Junge mit den kräftigen Pranken, als der er mir im August 1961 auf dem Flur des Hamburger Pressehauses das erste Mal begegnet war.

Hamburg, im Oktober 2022

Haug von Kuenheim
EINLEITUNG

Ich bin wohl einer der Letzten jener Generation, die ihre Kindheit und Jugend in einer längst versunkenen Welt verbracht hat. Denn zum einen war es noch eine Biedermeier-Welt, zum anderen die braune Welt des Dritten Reichs.


mierend. Trost bot mir indes ein anderes Zitat, das auf der Rückseite des Steines eingemeißelt ist: »Wir sind eine Generation ohne Abschied, aber wir wissen, dass alle Ankunft uns gehört.«


In diesem Buch erzähle ich, wie wir gelebt haben in der versunkenen Welt von gestern. Und wie wir, als wir unsere Apokalypse hinter uns hatten, uns das Braunhemd auszogen und Demokraten wurden.
KINDHEIT ZWISCHEN DEN KRIEGEN

Anfang auf Burg Hohenzollern


Es muss um die Jahreswende 1928/29 gewesen sein. Meine Mutter, die ausgebildete Charité-Krankenschwester Else Römhild, pflegte zeitweilig ihre kranke Tante, deren Mann die Burgschenke auf dem Hohenzollern betrieb. In ihren nachgelassenen Erinnerungen beschreibt sie, wie sie beim Aufräumen im Schlafzimmer der Tante den Tubendeckel auf dem Fußboden liegen sah. Sie hob ihn auf und warf ihn spontan einfach aus dem Fenster. Noch hatte sie den Arm nicht sinken lassen, als sie vom Schlossweg unten ein erschrockenes »Au!« hörte. Verlegen blickte sie aus dem Fenster und fuhr erschrocken zurück. Der Deckel hatte einen blonden jungen Mann direkt auf den Kopf getroffen. Sie hielt ihn für einen Burg-
besucher und betete inständig, dass sie ihm nie wieder begegnen werde. Am Nachmittag jedoch stand er ihr plötzlich am Kaffee-
tisch gegenüber und wurde ihr als Theo Sommer, der Enkel des
Kastellans, vorgestellt. Mein Urgroßvater Theodor Sommer war
Verwalter der Burg Hohenzollern. Sein Enkel diente beim Infante-
rieregiment 14 der Reichswehr in Konstanz und hatte gerade vier
Tage Urlaub.

Am nächsten Tag bat der blutjunge Soldat Elses Tante um die
Erlaubnis, am Abend mit ihrer Nichte auf der Bastei um die Burg
herum eine halbe Stunde spazieren gehen zu dürfen. Doch fing es
nachmittags so stark zu stürmen und zu schneien an, dass man kei-
nen Schritt aus dem Haus gehen konnte. Theo wusste Rat: »Fräulein
Else, Sie dürfen nichts Schlechtes von mir denken, ich weiß
einen Platz, wo wir in Ruhe reden können, und reden muss ich mit
Ihnen.« Er ging in die Kastellans-Wohnung seines Großvaters und
holte sich heimlich den Schlüssel zum Schlosseingang. Durch die
Ahnengalerie und den Grafensaal schlich sich das Paar ins Arbeits-
zimmer Wilhelms II.

Das Zimmer war dunkel, nur der Abglanz des weißen Schnees
hellte es auf. Dort setzten sich die beiden in zwei Sessel, getrennt
durch einen großen Tisch, und schauten sich scheu an. Sie mahnte
bald: »Ich muss gehen, die halbe Stunde ist fast um.« Da platzte es
stotternd aus ihm heraus: »Fräulein Else, ich bin zwar noch nichts,
ich kann vielleicht mal was werden, würden Sie auf mich warten, bis
ich was bin?« Ihr stockte fast der Atem, schließlich kannten sie sich
kaum drei Tage. »Sie können mir ja mal schreiben«, gab sie zur Ant-
wort. »Vielleicht werde ich dann warten.«

Dann liefen die beiden, so schnell es die Dunkelheit zuließ,
nach draußen. Dort trafen sie auf einen erbosten Onkel Heini, den
Pächter der Burgschenke, der mit einer Petroleumlampe in der Hand
den Spuren im Schnee bis zum Schlosseingang nachgegangen war.
Es setzte ein gewaltiges Donnerwetter; niemand wollte glauben, dass
sich zwischen dem Paar nichts Verfängliches abgespielt hatte. Es
reichte gerade noch zum verbrüdernden Du und einem ersten Kuss – dem »Siegel unter den Vertrag«, wie sich der junge Mann ausdrückte, ehe er sich auf den Rückweg in seine Kaserne machte.


Es war ein Jahr voll verschatteter Ausgelassenheit. In Der blaue Engel feierte Marlene Dietrich in den Kinos Triumph; die Preußische Akademie der Künste wählte den Maler Max Liebermann erneut zu ihrem Präsidenten; in Hamburg faszinierte der Welttheaterkongress das verwöhnte Publikum der Hansestadt; die SPD-geführte preußische Regierung lehnte die Rückgabe der Nofretete-Büste an Ägypten ab; Gustaf Gründgens spielte im Berliner Deutschen Theater den Orest in Goethes »Iphigenie auf Tauris«; die Comedian Harmonists sangen: »Wochenend und Sonnenschein / und dann mit dir im Wald allein.« Es war wie ein Nachklang der »goldenen Zwanzigerjahre«, die in Wahrheit ja so golden nie gewesen waren.

Erich Maria Remarques Antikriegsroman Im Westen nichts Neues stellte Verkaufsrekorde auf. Vor lauter Jux und Tollerei wollte freilich niemand so richtig wahrhaben, dass dennoch alsbald wieder heldenhafter Glanz und kriegerisches Gloria zur Lösung werden sollten. Die erste deutsche Spaßgesellschaft taumelte selbstvergessen ihrem Ende entgegen. Was sich damals als fulminantes Feuerwerk ausnahm – in der Rückschau wird erkennbar, dass es nur der täuschende Vorspann war zu den Feuerwalzen, Feuerstürmen und Feueröfen des kommenden Weltenbrandes.

Noch überstrahlte der im Dezember 1929 an Thomas Mann


»Was bist du, Deutschland?«, fragte kummervoll und ahnungs- voll Kurt Tucholsky. »Wie wird deine Zukunft sein? Armes Deutschland.« Ihm schwante Schlimmes: »Es soll nicht sein das erste Reich / es soll nicht sein das zweite Reich. / Das dritte Reich? Bitte sehr, bitte gleich! / Im dritten Reich ist alles eitel Glück. / Wir holen unsere Brüder zurück: / die Sudetendeutschen und die Saardeutschen / und die Eupendutschen und die Dänendeutschen … / Trutz dieser Welt! Wir pfeifen auf den Frieden. / Wir brauchen Krieg. Sonst sind wir nichts hienieden.«


Unterdessen liefen in Gera die letzten Vorbereitungen für eine SA-Kundgebung, auf der Thüringens nationalsozialistischer Innenminister Frick dem Österreicher Adolf Hitler – Kriegsfreiwilliger 1914, Mitgründer der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei 1919, Putschist vor der Münchner Feldherrnhalle 1923, nun »Führer« der NSDAP – die Ernennungsurkunde zum Gendarmeriekommissar des Landkreises Hildburghausen überreichte, was Hitler automatisch zum deutschen Staatsbürger machte.

Überall in dem noch immer von französischen Truppen besetzten Rheinland, in Mainz, Kreuznach, Ludwigshafen und Trier, bereitete sich die Bevölkerung auf die bevorstehenden Befreiungsfeiern vor, bei denen der Abzug der letzten alliierten Truppen aus dem Deutschen Reich bejubelt wurde – von der Rechten als Triumph des nationalen Willens zum Wiederaufstieg, von Liberalen und Sozialdemokraten als Ergebnis der Stresemann’schen Friedenspolitik.

An diesem 10. Juni 1930 wurde ich frühmorgens um 6.15 Uhr in Konstanz am Bodensee geboren, im Wöchnerinnenheim in der Friedrichstraße. Meine Mutter war, wie der Eintrag ins Geburtenbuch der Stadt festhielt, die ledige Krankenpflegerin Else Nanny Rosa Römhild, Tochter des Glasers Oswald Römhild in Rudolstadt/

So seltsam es klingen mag – dies hatte mit der Krankenpflege zu tun, mit dem Hohenzollern und mit der Reichswehr.

Meine Mutter stammte aus dem thüringischen Residenzstädtchen Rudolstadt. Ihr Vater, 1885 in Obermassfeld bei Meiningen geboren, hatte Glaser gelernt, war kurz vor dem Ersten Weltkrieg, wie sich dies gehörte für einen zünftigen deutschen Handwerker, auf Wanderschaft gegangen, durch die Schweiz bis hin nach Burgund und Oberitalien. Eigentlich war er 1905 bei der Musterung als »dauernd untauglich zum Dienst im Heere und in der Marine« anerkannt worden, doch 1915 rief man ihn doch zu den Fahnen. Er gehörte dem Arbeiterbildungsverein und dem Deutschen Bauarbeiter-Verband an, wählte Sozialdemokraten, wurde ins Feld geschickt, überlebte die Schlacht an der Marne wie den Fleischwolf-Krieg vor Verdun, wo 700 000 Deutsche und Franzosen sinnlos geopfert worden sind.


Meine Mutter war die Erste in unserer Familie, die die Mittlere Reife gemacht hat. Dann zog es sie – wie so viele, die etwas werden wollten – nach Berlin. Sie ging an die Charité in Berlin und ließ sich zur Krankenschwester ausbilden; 1927 bestand sie ihr erstes Staatsexamen. Als »beamtet angestellte Krankenschwester« fühlte sie sich nach eigenem Zeugnis in Berlin sehr wohl, als sie der Hilferuf ihrer erkrankten Tante Else erreichte. Deren Mann, Onkel Heinrich Ranft, bewirtschaftete die Burgschänke auf dem Hohenzollern. Dorthin reiste sie nun, um die kranke Tante zu pflegen. »Ich konnte nicht ahnen«, schrieb sie später, »dass dieser Wechsel die bestim-
mende Wende in meinem Leben werden sollte.« Wie beschrieben: wegen eines Zahnpastatuben-Schraubdeckels.


Wie es der Zufall wollte, kam er, genau zwei Tage nachdem meine Mutter dort bei ihrer kranken Tante eingetroffen war, übers
Wochenende nach Hechingen zu Besuch. Bei dieser Gelegenheit kam es zu der geschilderten Begegnung im Arbeitszimmer des Kaisers, die den Onkel so erzürnte.

Der Wandel der Sitten in den zurückliegenden hundert Jahren lässt sich an diesem Vorfall deutlicher und eindringlicher ablesen als an jeder gelehrt soziologischen Abhandlung. Wer kann sich das heute noch vorstellen? Ein Zwanzigjähriger und eine Dreizehnzehnjährige bitten um Erlaubnis, zusammen einen Spaziergang machen zu dürfen; eine halbe Stunde sitzen sie einander verschämt gegenüber, geziemend getrennt durch eine Schreibttischplatte; dann wird ihnen vom wetternden Onkel kräftig der Kopf gewaschen; zu mehr als einem zarten ersten Kuss und zum hastig verabredeten Du kommt es trotz eines verdrucksten, aber unmissverständlichen Heiratsantrags nicht. In einer Zeit, in der schon Sechzigjährige mit Einwilligung der Eltern beim Freund oder bei der Freundin übernachten dürfen, übersteigt solch keusche Zurückhaltung unsere Fantasie.


zur Pflege meiner Tante nicht mehr auf der Burg gebraucht wurde, gab ich ihm und, um ehrlich zu sein, auch meinen eigenen Wünschen nach und ging nach Konstanz. Und etwa anderthalb Jahre später kam unser lieber Theo zur Welt, wir waren trotz vieler Sorgen unsagbar glücklich.«


In ihrem Erinnerungsbuch schilderte meine Mutter den aufregenden weiteren Ablauf. »Bei der kirchlichen Trauung war unser Junge sehr stolz, Blumen streuen zu dürfen. Aber mitten in der Zeremonie sprang er weinend in den Altarraum hinein, wo wir knieten, und rief, »Was macht der Mann mit meinem Papa und meiner Mutti?« Oma Kruschke hat ihn dann geholt und sich mit ihm bis zum Schluss in der Sakristei aufgehalten.«

Oma Kruschke war die Mutter meines Vaters, eine waschechte Berlinerin, die wieder geheiratet hatte, nachdem ihr erster Mann – mein Großvater – kurz vor dem Ersten Weltkrieg gestorben war. Sie war eine stattliche Person, dunkelhaarig, mit blitzenden Augen, einem unbändigen Temperament und viel »Schmuse«, im Übrigen, wie ich später zu meinem Leidwesen erfahren musste, eine raffi-
nierte, auch dem Schummeln nicht abholde Bridge- und Rommé-
spielerin.

Nun waren wir also eine richtige Familie: Mutter Else ehrlich ge-
macht, der Kegel Theo ehelich. Fünf Tage lagen zwischen der Ehe-
enschließung meiner Eltern und dem Eintrag eines Randvermerks auf
meiner Geburtsurkunde, der mich zu Theo Sommer machte. Erst
als ich in den 80er-Jahren einmal eine beglaubigte Abschrift meiner
Geburtsurkunde brauchte, wurde mir der bis dahin angestrengt be-
schwiegene Sachverhalt klar. In steiler Sütterlin-Schrift stand da ge-
Oskar Georg Sommer, Unteroffizier 14/I. R.14, geboren am
31. März 1909 in Berlin-Rixdorf, wohnhaft in Donaueschingen, hat
am 16. August 1934 mit der Else Nanny Rosa Römhild, geboren am
23. Oktober 1906, in Rudolstadt die Ehe geschlossen und dabei das
am 10. Juni 1930 in Konstanz geborene Kind Theodor Georg Hel-
mut Römhild als das seinige anerkannt – Anlage Nr. 179 zum Ge-
burtsregister 1934. Der Standesbeamte: Eisinger.«

Die Geschichte der Sommers und Römhillds ist mehr als ein
Stück Familiengeschichte. Es spiegelt sich darin der ungeheure Wan-
del der Zeitläufe in der Spanne von knapp zwei, drei Generationen –
ein Wandel, der sich mit einer Geschwindigkeit und Intensität voll-
zog, wie sie bis dahin ohne jedes Beispiel waren.

Selige Zeit, unselige Zeit

Der kleine Theo Sommer spürte vom Wandel der Zeiten ebenso
wenig wie, dreihundert Kilometer rheinabwärts von Konstanz, in
Oggersheim der sechs Wochen ältere Helmut Kohl. In Hamburg
ging in meinem Geburtsjahr der elfjährige Helmut Schmidt auf die
Lichtwarkschule; zu Hause hörte er öfters von »Adolf Nazi«, wie
er beharrlich noch siebzig Jahre danach den Verderber Deutschlands nannte. Sechzig Kilometer weiter, in Lübeck, besuchte der 17 Jahre alte Herbert Frahm, der später als Willy Brandt seinen Weg machte, das Johanneum-Reform-Gymnasium und schrieb gelegentlich schon, politisch wach und links, Artikel für das SPD-Blatt »Lübecker Volksbote«.


14. September 1930 zur zweitstärksten Fraktion hinter der SPD. Rund 6,4 Millionen Wähler stimmten für Hitler, 18,3 Prozent; auf seine Partei entfielen 107 Sitze. Es dauerte noch 869 Tage, bis er in die Reichskanzlei einzog.

Wer hätte geglaubt, dass ich zwölf Jahre später lernen musste, ein Dreiwick mit Hitlers Namen auf den linken Ärmel meiner Brauntürmchen zu nähen?


Meine frühesten Erinnerungen stammen aus dieser Rudolstadt-Zeit. Es war eine selige Zeit, es war eine unselige Zeit.

Hinter dem Schuppen floss und fließt noch heute der Wüstebach, der sich um den Hügel schängelt, auf dem sich die stolze Heidecksburg erhebt. Gleich hinter dem Bach begann der Wald, wo sich die Schäferhündin Senta austoben konnte. Opa schnitzte mir aus Baumrinde Schiffchen, ganze Flotten ließen wir zusammen vom Stapel, der Wüstebach wurde zum schiffbaren Fluss, das Rinnsal zum Ozean: mein Tor zur großen weiten Welt. Was tat es schon, dass die Rindenschiffchen am nächsten Wehr rüde von den schäumenden Wellen verschluckten wurden? Selbst ihr tänzelnder Untergang belebte die Fantasie.

Großvater konnte alles. Er konnte schreinern, schmieden, löten, Schalter reparieren, Fliesen und Parkett verlegen. Er schnitzte mir nicht nur Rindenschiffchen, er baute mir auch Zwilling aus Astgabeln: Schleudern, für die er selbst die Murmeln aus Ton brannte. Er las mir Geschichten vor – nein, er dachte sich die Geschichten
extra für mich aus. Und er spielte so wunderbar auf der Trompete, dass mir unfehlbar die Tränen kamen und in dicken Tropfen über die Wangen kullerten. Opa konnte einfach alles, und er war immer für mich da.

Erst viel später ist mir aufgegangen, warum er immer für mich da war: Er war arbeitslos. Arbeitslos waren Anfang 1933 über sechs Millionen Deutsche. Arbeitslos war auch sein Sohn Waldemar, der Dentist gelernt hatte, was damals eine Art Zahnarzt für Arme war, ein Handwerk eher als die zahnärztliche Kunst, die eine akademische Ausbildung vorausgesetzt hätte. (Der Unterschied zwischen Dentisten und Zahnärzten wurde erst 1952 aufgehoben.)

Waldemar spielte fantastisch Geige, und zusammen zogen die beiden nun, so oft es ging, über die Dörfer, um beim »Vogelschießen«, wie die Kirmes in Thüringen heißt, bei Hochzeiten und Vereinsfeiern aufzuspielen. Dazu brauchten sie nicht nur einen Wandergewerbeschein – der seine gab Opa Römhild die Befugnis »zum Musizieren mittels Trompete« –, sondern obendrein jeweils eine Genehmigung der Ortsbehörde. Die Muse war nie ganz frei in Deutschland.


Anders als viele haben wir zum Glück nie Hunger gelitten. Oma Römhild kochte erst in einer Suppenküche für die Arbeitslosen, die dort Schlange standen, um einmal am Tag etwas Warmes in den Bauch zu bekommen, Erbsensuppe, Linsensuppe, Kartoffelsuppe,


Die Großmutter war eine patente Frau. Sonntags bereitete sie regelmäßig Thüringer Klöße. Dazu mussten Kartoffeln geschält und roh auf der Handreibe gerieben werden. Der Raspelbrei wurde dann zur Hälfte in ein Leinensäckchen gefüllt und auf der hölzernen Kartoffelpresse ausgepresst. Die andere Hälfte wurde in eine Schüssel gefüllt, an deren Boden sich nach einiger Zeit die Kartoffelstärke


Es war eine köstliche Speise, und das Rezept verdient, der Vergangenheit entrissen zu werden. In den 70er-Jahren habe ich es einmal einem Hamburger Prominenten-Kochbuch beigesteuert, einer Sammlung von Lieblingsgerichten, die Loki Schmidt zugunsten der Kinderklinik der Universitätsklinik Eppendorf organisiert hatte. Der hübsche Band, illustriert von Sonny Sottorf, erschien nur in
einer Auflage von wenigen Tausend Exemplaren und war rasch vergifften. Angelika Jahr hatte dafür gesorgt, dass die Redaktion von *Essen und Trinken* alle Lieblingsgerichte vorsichtshalber nachkochte; deshalb weiß ich, dass die Schneiderfleckchen auch anders als auf glühenden Herdringen gebacken werden können, nämlich ganz normal auf einem Blech im Backofen.


---

1 Für vier Portionen werden benötigt: 500 g mehlige Kartoffeln; gut 250 g Mehl, 1 EL Speisestärke; 1 gestrichener Teelöffel Salz; 1 Ei; 75 g Butter; 50 g Zucker. Kartoffeln in der Schale kochen, durch die Kartoffelpresse drücken und abkühlen lassen. Kartoffelmasse mit Mehl, Stärke, Salz und Ei zu einem glatten Teig verkneten. (Wenn nötig, Mehl zugeben, bis der Teig nicht mehr klebt.) Teig dünn ausrollen, etwa 3–5 mm. 4 × 4 cm große Quadrate auschneiden. Backblech mit Backpapier auslegen und alles im vorgeheizten Backofen bei 235 Grad 20 Minuten backen. Nach 10 Minuten wenden. Dann die Schneiderfleckchen in eine Schüssel schichten und jede Schicht mit zerlassener Butter einpinseln und zuckern. Die Schneiderfleckchen schmecken am besten mit Kaffee.
vor dem Spaziergang schon das frische Hemd an, das er dann eine Woche lang trug, allerdings alle zwei Tage mit einem neuen abnehmbaren und abwaschbaren Wechselkragen und dito Manschetten, dazu einen »Vatermörder«, den steifen, nach vorn offenen Stehkragen, und den schwarzen Anzug, den er sich zu seiner Hochzeit hatte anmessen lassen. Oma und Mutter kamen zum Sonntagsspaziergang im geblümten Kleid samt gestärktem Klöppelkragen mit, ich stolzierte im Matrosenanzug brav an der Hand des Großvaters.


In ihren Arbeitsbüchern wurde sie im Auf und Ab der Jahre als Aufwärterin, Scheuerfrau, Kochfrau, Kalte Mamsell, Kochmamsell, Küchenleiterin geführt. Dabei habe ich nie ein böses Wort von ihr zu hören bekommen. Zu ihren rissigen, schwieligen Händen gehörten in ihrem Gesicht die güßigsten Augen, die mich je angeblickt